

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 16

Sonntag, den 12. März 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 12. März: Gregor d. Gr. Montag, 13. März: Nisephor
Dienstag, 14. März: Mathilde. Mittwoch, 15. März: Congilus, Quatember.
Donnerstag, 16. März: Heribert. Freitag, 17. März: Patriz. Samstag,
18. März: Gabriel.

Erster Fastensonntag

Evangelium des hl. Matthäus 4, 1—11

In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er von dem Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, danach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln befohlen, dich zu tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen. Abermals nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hinweg, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen. Als dann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

*

Nun hat sie ihren Einzug gehalten, diese heilige, ehrwürdige, ernste Zeit, die, so oft sie auch wiederkehrt, noch immer den Menschen, der sich einen dafür empfänglichen Boden bewahrt hat, mächtig packt und ihn dahin führt, wohin ihn die Kirche haben will, zur demütigen reuevollen Selbsterkenntnis und zum Entschluß, fortan mit Charakter und Festigkeit den Weg der Pflicht zu wandeln. Vor dem Kriege war vielen die Fastenzeit wie jede andere Zeit. Sie ging spurlos an ihnen vorüber. Aber jetzt, da der Krieg und seine Not fast jede deutsche Familie ergriffen hat und an alle hohe Anforderungen stellt, ist uns die Fastenzeit eine liebe alte Bekannte geworden. Denn das, was unser Inneres ergreift, das finden wir wieder in dieser kirchlichen Zeit, Ernst, Einsicht, Besserung, dann Alles, Verlehtes abreißen und Neues, Wertvolles aufbauen.

Aus der Geschichte des auserwählten Volkes, die mit unserer heutigen Weltlage so viele Ähnlichkeit hat und deshalb sehr häufig zum Vergleiche herangezogen wird, möchte ich in den diesjährigen Fastenbetrachtungen eine Gestalt herausgreifen, die mit dem, was ihr vorausgeht, sie umgibt und begleitet, und zu dem sie den Grund legt, sehr passend in die Gegenwart hineingestellt werden kann. Es ist Samuel, der letzte der Richter, in der Hand Gottes ein vielgestaltiges Werkzeug zur Führung des Volkes in wilder Zeit.

Welches waren die Zeitverhältnisse, als Gott sich dieses heiligen Mannes bediente, um sein Volk seinem Ziele näher zu bringen? Als nach der Besitzergreifung des gelobten Landes durch Josue noch über dreihundert Jahre lang die Grenzen gegen unruhige Nachbarn verteidigt werden mußten, erweckte Gott die Richter. Ihr Amt war es, die waffenfähige Mannschaft in diesen Kämpfen zu führen und den Feind aus dem Lande zu werfen. Immer traten sie als außerordentliche Bevollmächtigte Gottes auf, erlösten das Volk von ihren Bedrängern und suchten es wieder für ihren Gottkönig zu gewinnen, von dem sie abgefallen waren. Dann kehrten sie wieder ins Privatleben zurück, und das Volk war wieder mehr oder weniger sich selbst überlassen. Es ist klar, daß eine solche lose Regierung ein so wetterwendisches, so leicht nach rechts oder links hängendes Volk wie das jüdische nicht zügeln konnte. Die 21 Kapitel des Buches der Richter erzählen denn auch mit großer Offenherzigkeit das Hin- und Herschwenken des Volkes zwischen Jehova und den Götzen der noch im Lande anfassigen Ureinwohner oder der benachbarten heidnischen Stämme. Abfall von Jehova und die Strafe dafür, dann Befreiung, wenn

der Herr Neue und Besserung sah, hernach dreißig, vierzig Jahre lang Treue und Ergebenheit gegen den Herrn, dann vergaß das Volk wieder alles, was der Herr ihm angetan und ging von neuem den Götzen nach: Das ist in kurzen Zügen das wenig erbauliche Bild der Geschichte Israels zur Zeit der Richter.

Gleichwohl finden sich auch aus dieser Zeit vereinzelt erbauliche Züge, Berichte von großer Charakterfestigkeit und Hingabe an den einen wahren Gott. Eine gar liebliche und höchst anmutige Begebenheit erzählt uns das Büchlein Ruth in vier Kapiteln. Ruth, eine Moabitin, die aber in ihrem Stammlande einen dorthin verzogenen Israeliten geheiratet hatte, macht sich nach dem frühen Tode ihres Mannes mit ihrer Schwiegermutter auf, um in deren Heimat zurückzukehren. Hier lenkt sie durch ihre stille bescheidene Tätigkeit auf dem Felde beim Aehrenlesen die Aufmerksamkeit eines reichen Mannes namens Booz auf sich, der sie schließlich zur Gattin nimmt. Sie wurde die Mutter des Obed, dessen Enkel David, der König, wurde.

Eine andere rührende Familiengeschichte wird uns im ersten Kapitel des Geschichtsbuches der Könige erzählt, die Geburt und die Jugend Samuels. Seine Eltern waren Elana und Anna. Annas Gebet in Silo, daß der Herr ihre Ehe segnen möge, ihr Gelübde, das Kind dem Herrn zu weihen, ihre Unterredung mit dem Hohenpriester Eli, und die schließlich Erhöhung des Gebetes und ihr Lobgesang, alles das wird mit Liebe und Wärme berichtet. Diese beiden Familiengeschichten von Ruth und Samuel gehören zum Lieblichsten und Anmutigsten der gesamten heiligen Schrift.

Wie eine Dase in der Wüste ragen diese beiden frommen Ehepaare aus der Hochflut der allgemeinen Verderbnis hervor. Es ist also sicher, die Umgebung braucht nicht immer ihre verderbliche Wirkung auf den Menschen auszuüben. Ich kann niemals zum Bösen gezwungen werden. Die Umwelt mag noch so verführerisch auf meine Sinne einwirken, noch so raffinierte Mittel anwenden, um mich in ihren Bann zu ziehen, alles zerfällt an dem Panzerfort meines Willens, und an den Drahtverhaken und sonstigen Vollwerken, die ich zur Sicherung meiner Stellung anverle. Und jedesmal, wenn es dem Feind gelungen ist, in meine Stellung einzudringen und mir empfindliche Verluste beizubringen, muß ich die Schlappe mir selbst zuschreiben, sei es, daß ich es an der nötigen Wachsamkeit habe fehlen lassen, oder daß ich es versäumt habe, frühere Schäden auszubessern und meine Stellung noch mehr zu befestigen. Mein Wille ist das einzige, was mir Gott zur unbeschränkten Benutzung gelassen hat. Wegen meinen Willen kann selbst Gott nicht auskommen. Niemand also kann mich zwingen, weder zum Guten noch zum Bösen, damit ich auch allein die Verantwortung als Lohn und als Strafe zu tragen habe.

Diese Wahrheit ist ein Trost und eine Beruhigung für alle jene, die infolge ihrer Stellung, ihres Berufes, ihrer Umgebung an einen Platz gedrückt werden, der eine große Gefahr für ihr Tugendleben bedeutet. Habe ich nicht selber mich an den gefährlichen Posten gestellt, sondern handele ich nur im Gehorsam, und lasse ich die sonstigen Sicherheitsmaßregeln nicht unbeachtet, dann brauche ich nur mein Bestes zu fürchten. In diesem Falle darf ich unbedingt auf einen besonderen Beistand Gottes rechnen. Die Drahtverhaken und die sonstigen eisernen oder steinernen Vollwerke, das ist vor allem das Gebet, verbunden mit äußerster Wachsamkeit. Das Wort aus göttlichem Mund über diese beiden Mittel gegen Verführung und Sünde ist bekannt: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.“ Immer hat es der Verführer darauf abgesehen, uns einzuschläfern, uns in falsche Sicherheit zu wiegen, daß wir meinen sollen, es ist ja gar keine Gefahr vorhanden, ich sehe und höre nichts davon. Wenn er uns so weit hat, dann ist der Fall nahe bevorstehend. Wie war es doch bei Verdun? Im geheimen hatten unsere braven Soldaten den ganzen Herbst und Winter gearbeitet, um die Stellung für eine erfolgreiche Beschließung der Festung vorzubereiten. Ganz im stillen geschah die Arbeit auf und unter der Erde. Kein Franzose merkte etwas davon. Als sie aber doch schließlich aus allerhand Anzeichen inne wurden, daß etwas im Gange sei, da war es schon zu spät. Noch ehe sie ihre Verstärkungen heranziehen konnten, war ein starkes Fort in Trümmer geschossen, und die Deutschen hatten ein ansehnliches Stück Gelände in ihre Hand bekommen.

Es ist merkwürdig, wie sonst so gescheite Leute mit viel Erfahrung und praktischem Verstande oft so unerfahren, geradezu läppisch ungeschickt sich anstellen, wenn es sich darum handelt, für einen jungen Menschen eine Stellung auszumachen. Es wird

ihnen etwas in Vorschlag gebracht und sofort hatten sie darauf hinein und denken auch nicht im entferntesten daran, was für Gefahren im Hinterhalt lauern. Manches junge Menschenkind, noch nicht erprobt im Kampfe mit der Sünde und nicht gewappnet mit der Rüstung der Streiter Christi, hat Glaube und Tugend verloren, weil seine Fürsorger es gegen einen Feind in den Kampf schickten, ohne ihm die Waffen mitzugeben, und es dahin stellten, wo der Kampf am ärgsten brannte und eine Rettung nicht möglich war.

Das Gebet eine weitere wirksame Waffe gegen Not und Gefahr des Tugendlebens bedeutet, ist einleuchtend. Denn das Gebet ist ein von Gott selbst empfohlenes Mittel, stark zu bleiben. Und zwar das Gebet in jeder Form, vor und in der Gefahr verrichtet, von mir oder als fürbittendes Gebet von anderen verrichtet. Das Gebet bringt uns die Gnade des Bestandes für die einzelnen Akte meines Wandels auf Erden, macht meinen Sinn weniger erdenhaft und mehr nach oben gerichtet. Niemand darf der Mensch einseitig werden. Wie im Geschäftsleben, bei Erwerb und Verdienst, einseitige Ausbildung immer als ein Mangel und großer Fehler gilt, so auch im geistigen Leben. Unter Einseitigkeit im Leben der Seele versteht man die nur auf Geld und Gut gerichteten Bestrebungen, die für das Gnadenleben nur notdürftige Anschauungen und Mittel kennen oder sich einseitig nur auf ein Mittel, das aber unzulänglich ist, versteifen und andere Mittel verschmähen.

Bei dieser Gelegenheit muß eine landläufige irrige Auffassung über die Pflicht des Gebetes korrigiert werden. Wenn der Freund vom Freunde Abschied nimmt und in den Krieg mit seinen Gefahren zieht, sagt er wohl als letztes Wort: Hier und da bete ein Vater unser für mich, du hast doch mehr Zeit als ich. Auch schreibt wohl der Sohn heim und bittet Vater und Mutter und Geschwister: Betet, ihr habt doch mehr Zeit als ich. Wenn damit gemeint ist, daß die Angehörigen Gottes Schutz und Segen für den in der Fremde Weissenden herabstellen sollen, dann ist das in Ordnung. Es wäre aber nicht richtig, wenn der Sohn draußen denken wollte: Nun, ich brauche nichts zu beten, daheim geschieht das für mich. Denn unser Beten hat nicht nur den Charakter eines Bittgebetes, sondern auch haben die Art und Weise einer Huldigung und Anbetung. Diese Pflicht der Huldigung kann aber kein anderer uns abnehmen, die muß ein jeder selbst erfüllen.

Daß die beiden Sakramente der Buße und des Altars wirksame Hindernisse gegen den andringenden Feind bilden, die feindliche Offensive gleichsam schon im Anfang ersticken, braucht nicht weiter dargelegt zu werden. Schon oft haben wir darauf hingewiesen und immer wieder müssen wir betonen, wie ohne diese Sakramente ein Tugendleben nicht möglich ist, erst recht nicht möglich ist, wenn der Mensch in einer Umgebung weilt, die man als nächste Gelegenheit zur Sünde oder doch als große Gefahr zur Sünde bezeichnet.

Ruth und Anna, zwei vorbildliche Mütter in Israel. Ruth, die Stammutter des davidischen Königshauses, und Anna, die Mutter Samuels, groß und gewaltig in den Augen des Herrn. Alles Große Erfolgreiche hat seine Wiege in der Familie. Hier liegen die Keime für große Taten vor Gott und den Menschen. Durchgehe die Geschichte wahrhaft großer Menschen. Immer hat die Familie, die Erziehung in der Jugend den Grund gelegt zu dem, was einer geworden ist und geleistet hat. Und der Einfluß der Mutter ist stets nachhaltig gewesen. Tausende und Tausende von Müttern sind es jetzt in Deutschland, die die Fäden der Familienregierung in der Hand haben und den draußen kämpfenden oder schon gefallenem Vater ersetzen. Die Vorsehung Gottes hat ihnen ein hohes Werk anvertraut, ein Werk, das sie unmöglich aus eigener Macht gut versehen können. Nur eine gediegene Frömmigkeit, Festigkeit und Ausdauer vermag das Werk glücklich zu Ende zu führen. Es sind das aber Eigenschaften, die, wenn sie nicht in der richtigen Mischung vorhanden sind, nur durch Gebet und Sakramentenempfang erworben werden.

Der hl. Gregor — ein Großer

(12. März.)

Er war groß gemäß seinem Namen; sehr groß zum Heile der Auserwählten. (Sir. 46, 1, 2.)

Es gibt eine Größe, die über Blut und Leiden ihren Thron aufrichtet: diese Größe endet in den meisten Fällen mit dem Zusammenbruche aller Welt Herrlichkeit. Die Größe, die nur Segen spendete, in deren Fußstapfen Glück und Frieden erblickte, bleibt ewiglich, und nur ihre Träger sind wahrhaft Große; sie verdanken ihren Namen nicht der Furcht, dem Schrecken, sondern allein der Liebe; Papst Gregor der Große ist solch ein wahrhaft Großer.

Der hl. Gregor, der um 540 geboren wurde, gehörte zu dem alten, vornehmen und sehr reichen Römergeschlechte der Anicier. Reich begabt, wurde er entsprechend seinem Stande erzogen und ausgebildet; besonders als Jurist und Redner. Die Traditionen seines Hauses drängten ihn zur Laufbahn eines Staatsmannes. Eigene Arbeit und fremder, wohlwollender Einfluß brachten ihn schnell voran, so daß er mit dreißig Jahren der erste Beamte der alten Weltstadt, nämlich kaiserlicher Statthalter, war. Und daß der Kaiser ihn hochschätzte, das Volk ihn aber wirklich liebte, zeigt am besten, wie treu, gerecht und wohlwollend Gregor sein Amt verwaltete.

Das heilige Wort: „Der Statthalter hat sein Amt niedergelegt!“ Alle waren überwacht, und von allen Lippen kamen Worte des ehrlichsten Bedauerns. Gregor ging noch weiter, er verkaufte seine sämtlichen Güter, verwendete seinen unermeßlichen Reichtum vollständig zu wohltätigen Zwecken; unter anderem gründete er auch mehrere Klöster. In das zu Rom erbaute trat dann der erste Beamte der Stadt selbst ein als einfacher Ordensmann. Als echter Sohn des großen Benedikt weihte er die Stille seines Lebens durch Arbeit und Gebet.

Doch einen Mann wie Gregor durfte die Stille nicht langge für sich behalten. Pelagius I. erhob ihn zum Kardinalbischof und sandte ihn 579 als seinen Gesandten an den Kaiserhof in Byzanz. Gregor löste dort seine schwierige Aufgabe mit dem größten Geschick, sah aber auch in Verhältnisse hinein, deren Kenntnis ihm später von außerordentlichem Nutzen sein sollten.

Wieder heimgekehrt, durfte er sich auf seinen dringenden Bitten wieder ins Kloster zurückziehen; nicht lange darauf trat er als Abt an dessen Spitze.

Große Ueberschwemmungen des Tibers im November 589 richteten in Rom nicht nur gewaltigen Schaden an, sie hinterließen als traurige Nachwehen eine verheerende Seuche, die auch den Papst Pelagius hinwegraffte. Als Klerus und Volk zur Neuwahl eines Nachfolgers zusammentraten, richteten sich unwillkürlich aller Augen auf den Abt von St. Andreas; Gregor wurde einstimmig gewählt.

Der Heilige sträubte sich lange; nicht nur aus echter Demut, sondern weil gerade auf Italien die Zeit schwer und verhängnisvoll lastete. Schließlich half ihm aber alles Sträuben nicht; er gab dem fast gewalttätigen Willen des Volkes nach und bestieg am 3. September 590 den päpstlichen Thron.

Der Heilige hatte einen schwachen, kränklichen Körper, aber einen starken hochgemuten Geist, und so hat er wirklich Großes geleistet in einer wilden, gärenden Zeit — auf der Warte der Welt.

Eine gärende Zeit! Die Kaiser des morschen Römerreiches saßen in Konstantinopel; ihnen gehörte nur noch der Süden und die Mitte Italiens; im Norden herrschten die Longobarden, die ihre Grenzen immer mehr nach Süden, auf Rom hin, vorzuschieben trachteten: sie waren Arianer. Die höheren weltlichen Beamten in Rom und den italienischen Provinzen unterstützten den Papst — der faktisch in Rom der Erste war — aus Eifersucht wenig, sie suchten vielmehr den Versuch, geordnetere Verhältnisse zu schaffen, in unbegreiflicher Blindheit zu hintertreiben. Kein Wunder, daß sich Gregor sträubte, Papst zu werden. Doch einmal auf dem Posten, konnte er für sich keine Schonung.

Auch als Papst kleidete er sich wie ein einfacher Mönch; die Lebensweise, wie er sie als Abt geführt, behielt er als obersterhirt bei. Dafür kannte seine Freigebigkeit keine Grenze, und die Mittel, die ihm bei seiner schlichten Lebensführung reichlich blieben, gehörten ganz den Notleidenden, denen er mit eigenen Händen die Unterstützung reichte. Dabei suchte er aber das Volk wieder für die Arbeit zu begeistern, damit es an selbstgeschaffenen Gütern Mittel zu einem frohen Leben fände. Den kaiserlichen Beamten gegenüber schützte er die Bedrückten, wenn es sein mußte auch mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit. So schuf er allmählich Ordnung, vor allem in Mittelitalien.

Doch der Heilige fühlte sich in erster Linie als Seelenhirt. Er hatte einst den Wunsch gehegt, die heidnischen Angelsachsen auf den britischen Inseln zu bekehren. Für ihn wars ein Wunsch geblieben, deshalb sandte er als Papst den Abt Augustin mit vierzig Benediktinern aus, und durch sie gewann er Gott ein Volk, das einmal nach Deutschland die großen Missionäre aussenden sollte.

Mit scharfem Blicke machte er über die Kirche Gottes; Mißbräuchen trat er entgegen, wo er traf und zwar mit unbeugsamem Mute. Um unwürdige Menschen von kirchlichen Stellen fern zu halten, schrieb er an die fränkischen Bischöfe Briefe, voll väterlicher Milde, aber auch voll hohen Ernstes. Die Seelenhirten Spaniens und Frankreichs versammelte er zu Synoden, um wirklich durchgreifende und ganze Arbeit mit ihnen zu leisten.

Wie er für die Organisation der Orden, die gründliche Ausbildung der jungen Mönche, den unsträflichen Wandel aller Klosterleute Sorge trug, und zwar in väterlicher aber auch erfolgreicher Weise zeigt sein Beinamen: „Vater der Mönche“.

Groß ist sein Verdienst auf dem Gebiete der Liturgie. Die Anordnungen, die der Heilige hier in bezug auf Gebete, Zeremonien und den Gesang traf, rechtfertigen allein schon den Namen des Großen: der „gregorianische Choralgesang“ ist nicht nur die Arbeit eines Heiligen, sondern auch eines Künstlers.

Als der Patriarch von Konstantinopel wider alles Recht den Titel eines „allgemeinen Bischofs“ annahm, legte Gregor dagegen Verwahrung ein, nannte sich dann aber selbst „Diener der Diener Gottes“; alle seine Nachfolger haben diese Bezeichnung beibehalten. Doch wenn der Heilige auch von seiner Person so niedrig dachte, sein Amt betrachtete er als hoch und verantwortungsvoll. Und obwohl er die letzten Jahre seines Lebens fast immer kränklich war, hielt er offenen Auges und starken Hand auf seinem Posten aus, bis ihn Gott zu sich nahm, am 12. März 604.

Seine Schriften, die vor allem aufs Praktische gingen und gerade darin den wahrhaft Großen verraten, haben ihn auch bei den Menschen unsterblich gemacht; Gregor ist einer der vier großen lateinischen Kirchenväter.

Gregors Größe liegt in dem weitwirkenden Segen und auf einem Gebiete, wofür die Welt kein Verständnis hat. Und doch,

besto größer, stiller wird sie in Wahrheit! Dessenwillen bringt der Weltkrieg die Menschen dahin, daß sie nach dieser Richtung voranstreben; dadurch entstanden die sichersten Grundlagen für einen dauernden Frieden!

Segen spenden im kleinsten Kreise
Nicht mehr, als ändern des Weltalls Geleise,
Wenn deshalb eine Träne fließt.

P. S. B. O. F. M.

Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Die Hoffnung

(Fortsetzung)

Die Hoffnung stärkt und fördert den Gerechten im Tugendkampfe und Tugendstreben.

Der Gerechte ist des Kampfes nicht enthoben; er ist noch mehr Kämpfer als der Sünder, denn er unterscheidet sich ja eigentlich nur von diesem dadurch, daß er kämpft, dem Feinde mannhast widersteht, daß er sich von ihm nicht unterbringen läßt, während der Sünder kampfesmüde die Waffen streckt. Und jeder gute Krieger ist groß in der Hoffnung. Er hofft ein Doppeltes: zunächst, daß der Kampf einmal ein Ende nimmt, dann, daß er ein siegreiches Ende nimmt. Unsere Streiter draußen verstehen dies am ehesten; auch sie hoffen ja auf ein baldiges Ende, und zwar ein baldiges, siegreiches Ende, und diese Hoffnung stärkt sie, fördert ihre Unternehmungen, diese Hoffnung nimmt dem Wintersturm seine schneidende Kälte, der Sommerglut ihre sengende Qual. Im geistlichen Leben ist es nicht anders. Auch die Geisteskämpfer hält die Hoffnung aufrecht, daß auch ihr Kampf bald zu Ende, daß er mit Gottes Gnade und gutem Willen unfehlbar siegreich endet. Diese Hoffnung macht den dunklen, engen Lebenspfad freundlich und traut. Diese Hoffnung spricht zur Menschenseele:

„Dulde, gedulde dich fein!
Nebst ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne! (Hefse.)

Nicht nur der Schmerz dauert „ein Stündlein“; auch der Kampf dauert nur „eine Weile“, dann kommt der Herr wieder und krönt die Sieger.

Ein Blick zum lichten Himmel, lieber Leser, und du gehst hoffend wieder frisch „an die Front“!

„Von hohen Sternengewölbe
Herab erklingt der Klang:
Stets gleich und stets derselbe
Bleibt Gottes Weltengang;
Dort in der heitern Bläue
Dort steht die feste Welt,
Dort Gott, der ewig treue,
Der alles wohlbestellt....

Dahin! Dahin! Und lerne,
Was so herniederflingt
Und auf dem höchsten Sterne
Das Heilig, Heilig! singt:
Dann wird dir stets aus neuem
Aufgehn sein Gnadenschein,
Er selbst, der ewig treue,
Mit, in und bei dir sein! (Kndt.)

„Mit, in und bei dir sein!“ Hier unten als Schützer, droben als Belohnen!

Noch für den Gerechten ist es nicht immer Kampfeszeit; es gibt auch Stunden und Tage der Ruhe; aber auch dann darf er nicht müßig sein. „Rast ich, so rost ich!“ gilt nicht nur von Schwert und Pfug, auch von der Menschenseele gilt es in den verschiedensten Beziehungen. Dieses stetige Voranstreben auf der Tugendbahn ist nicht leicht, es nimmt schließlich die Kraft mehr in Anspruch als ein kurzer heißer Kampf. Die Hoffnung ist auch hier Förderin. Sie sagt dir, lieber Leser, jeder Schritt auf der Bahn der Tugend ist ein Heranreifen zu höherer Seligkeit und zwar für die endlose Ewigkeit. „Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, besiedeln sich wie Adler, laufen und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt!“ (Hf. 40, 31.) Adlerkraft und Adlerschwung gibt die Hoffnung den Himmelswandern!

„Du, Hoffnung, geleitest auf bornichtem Pfad
Den Pilger zu himmlischen Höhen;
Du stärkst die Liebe, die heimliche Saat,
Der ewigen Ernte zu säen.
Dem Auge, von zitternden Tränen erfüllt,
Erscheint das himmlische Wehrenbild.“ (Krummacher.)

Wie Macht der christlichen Hoffnung auf den Gerechten geist so recht das Leben des großen Apostels von Indien, des hl. Franz Xaver! „Wurde ihm heiß im Dienste des Herrn, bei Verkündigung des Evangeliums, bei Bekehrung der Ungläubigen, dann richtete er sein Auge gen Himmel und sprach: „Herr der Heerscharen! Auf dir ruht meine Hoffnung; der du den Anfang gabst, wirst auch die Vollendung geben.“ — Wenn der Schweiß über seine Stirne rann, lächelte sein Mund so lieblich und hold, und man hörte ihn nicht selten ausrufen: „Schweize nur für den Herrn! Er wird einst deine Stirne trocknen und dir den verheißenen Lohn nicht vorenthalten!“

Wenn wir es ehrlich mit Gott und uns meinen, wenn wir nach unseren Kräften dem Himmel zustreben, dürfen wir gerade so sprechen — wie Indiens großer Apostel!

Den Sterbenden wird die Hoffnung in schwe-

gange seine schmerzlichen Augenblicke über uns hinweg und hingeleitet zu den seligen Gestirnen.

„Tod! Eine Welt voll Schmerz liegt in diesem Worte. Es ist ein zweischneidiges Schwert, das, indem es das Leuerste unseres Herzens mördet, so tief in die Brust einbringt, daß sich alles um uns her verdunkelt, wenn auch die Sonne auf Millionen Wüchlicher scheint. Ein einziges Wort nur, kurz wie jenes, vermag uns Trost ins franke Herz zu träufeln und Hilfe zu gewähren, es heißt: Gott!“ (Anderfen.)

Gott kommt gerade durch die christliche Hoffnung dem Tode nahe und nimmt ihm seinen Stachel. Dieser Stachel hat seine Wurzeln in der Vergangenheit; schlägt sie aber auch in die Zukunft voraus. Die Vergangenheit ist wohl für keinen Sterbenden so gewesen, wie er jetzt es wünscht. Da kommt die Hoffnung und spricht: „Was du gefehlt, ist dir erlassen, als du in Reue und Liebe noch einmal deine Schuld bekannt, ist dir erlassen, als der Priester zur letzten großen Fahrt deine Glieder salbte, ist dir weiter erlassen, als du deinen Gott noch einmal in liebender Hingebung empfangst. Vertraue, er wird dir in Gnaden ein Richter sein!“

Und will sich die Zukunft der Rätsel voll vor den Ringenden hinstellen, dann ist wieder die Hoffnung da und spricht mit lindem, leisem Trösterwort: „Vertraue, meine Seele, du ziehst ins Land der Ewigkeit: aber dies Land ist ein Land der Bäume und Sonne, der ewigen Freiheit und des nie endenden Glüdes. Du willst deinem Gotte gehören: noch einen Augenblick des gläubigen Harrens braucht es, und du sollst Gottes sein!“ Der Ewige hat Ewiges versprochen. Wenn ich hoffe, werde auch ich Sterblicher ewig!“ (St. Augustin.)

Und wenn die Schmerzen der letzten Not den Scheidenden quälen, legt wiederum die Hoffnung ihre Hand auf die glühenden Glieder und verheißt mit göttlicher Kraft und göttlichem Ansehen: „Auch diese letzten Leiden sind dir zum Heile: harre und hoffe, dein Lohn ist ewig und nahe!“

Dann geht die Seele hinüber, während die sterbenden Lippen flammeln: „Ich schlafe darüber in Frieden, und ich ruhe: denn du, Herr, hast mich sonderlich festgestellt in der Hoffnung!“ (Hf. 4, 9, 10.)

Der obengenannte Dichter spricht weiter zur Hoffnung:

„Den heiligsten Glauben verlässest du nicht, —
Mag toben der Erde Getümmel.
Er hebet und lächelt, das Dunkel wird Licht —
Und aufgetan glänzt ihm der Himmel.
Dann hebest auf Fernenbesäter Bahn
Du den Verklärten zum Himmel hinan!“ (Krummacher.)

„Der hl. Hilariion hatte siebenzig Jahre Gott treu gedient. Als es mit ihm zum Sterben kam, ward sein Herz von einer gewissen Angst befallen; plötzlich aber ermutigte er sich mit gläubigem Vertrauen: „Gehe hin, meine Seele! In Frieden scheide! Was zweifelst du? Fast siebenzig Jahre hast du dem Herrn Jesus gedient und du fürchtest den Tod?“ Und wie wenn ein Meeressturm sich legt, und alles ruhig wird und still und heiter auf der offenen See, so ward es auch in der Seele des Heiligen. Er entschlief sanft und ruhig; während sich sein Auge schloß, lächelte der Mund.“ (Mehler.)

Und naht der Kampf dem Ende, dann tritt die Hoffnung zum letztenmale an des Menschen Seite, und indem sie zu seligem Besitze übergeht, spricht sie noch:

„Nimm Flügel, o mein Geist, nimm Adlerschwingen!
Dich fesselt ja die träge Scholle nicht.
Laß unter dir die Täler und die Hügel
Und schwing dich kühn empor ins ewige Land.
O glaube mir, es ist kein leeres Hoffen,
Daß du das Ziel erreichst der hohen Bahn;
Dir steht ja überall der Himmel offen,
Seit ihn die Liebe dir hat aufgetan!“ (Sturm.)

Stilles Heldentum

Von Vater Honorius.

Schon ist es, wenn der Krieger, der im Lazarett verwundet daliegt, sagen kann: „Ich habe gekämpft fürs Vaterland. Ich habe eine Wunde im blutigen Ringen, im Feuer der Geschütze, bei einem gefährlichen Patrouillengang erhalten.“ Mit Stolz kann er auf das Kreuz von Eisen blicken, das ihm für diese Heldentat gegeben wurde. Es häuht da an seinem Bette, und wenn ihn oft die Schmerzen ankommen, dann genügt ein Blick auf das Kreuz, um ihm die Geduld wiederzugeben, um ihn auch in der Ertragung der Schmerzen stark, zum Helden zu machen. Er hat's verdient, das Eisene Kreuz, das auch in späteren Friedensjahren noch Kunde geben soll von seinem Heldentum, verdient durch persönliche Heldenhastigkeit. Stolz will er sein auf diese Auszeichnung, und stolz muß er sein darauf, daß er gewürdigt ward, das Eiserne Kreuz zu empfangen. Und wenn er wieder gesund sein wird, wenn er wieder in den Reihen der Kameraden steht, dann soll dieses Zeichen an seiner Brust zu neuen Heldentaten anspornen, dann will er sich von neuem der Auszeichnung wert erweisen. Wie der Sonnenstrahl golden durch das Fenster der Krankenstube blüht, so blüht der Strahl der Freude auf beim Anblick des kleinen Kreuzes am schwarz-weißen Bande.

Im anderen Ende des Zimmers liegt still ein bleicher Mann. Auch ein Krieger. Am Kopfe seines Bettes ist wohl die schwarze Taube angebracht, die seinen Namen trägt und auch zeigt, daß schwere Krankheit ihn auf die Lagersstatt bannt. Aber kein Kreuz von Eisen prangt hier, kein Zeichen des Heldentums. Und doch! Wie tief ist das Heldentum in die Bäume des bleichen Dulders eingegraben! Als das Vaterland seine Söhne zum Kampfe rief, da zog auch er hinaus in der Kraft seiner

Mannehaber. Von Kampf zu Kampf stand er in den Reihen der Kameraden, lauter erfüllte er seine Pflicht im besten Willen, im besten Willen, im besten Willen. Er war ein deutscher Mann, der fürs Vaterland, für Weib und Kind kämpfen und leiden wollte. Doch wiederum warfen ihn die Strapazen, warfen ihn die Unbilden des zweiten Winters schwer aufs Krankenlager. Wunden hatte er in den vielen, vielen Kämpfen nicht erhalten. Gott hatte ihn, sich selbst behütet. Und doch lag er jetzt da, schwach und elend. Still fastete er die Hände und betete leise: „Denn, nimm auch dieses Leiden als Opfer für mein liebes Vaterland an! Nur um eines bitte ich dich. Lasse mich wieder gesund werden, wieder hinausziehen!“ In der frohen Erwartung dieses Wunsches gleitet über seine bleichen Züge ein Lächeln der Hoffnung, die Freude über kommendes Glück.

Ist nicht auch dieser Mann ein Held? Auch wenn es ihm nicht vergönnt war, durch eine einzelne Heldentat sich das Kreuz aus Eisen zu erwerben? Ja, sie sind alle Helden, unsere braven Kämpfer, und unser aller Dank, wie der Dank des Vaterlandes ist ihnen sicher. Und wenn auch nicht Orden und Ehrenzeichen ihre Brust schmücken: in den hoffentlich kommenden Friedenszeiten wird man mit Stolz von ihnen reden und sie zu ehren wissen. Ihre Taten sind eingeschrieben in die Herzen aller Deutschen, und vor allem in dem Buche der Ewigkeit, das da ist die Gerechtigkeit und die Güte Gottes.

Auf der Reise in großer Zeit

Von Johanna Weiskirch

Im D-Zug, in dem sich die Inhaber der verschiedensten Waffengattungen und Chargen drängten, versuchte ich, was nicht so einfach war, nach dem Speisewagen zu gelangen, um meinen Nachmittagskaffee dort zu trinken. Da meinte ein im Durchgang stehender „Feldgrauer“, offenbar ein „Kölischer Jung“:

„Madamche, Se bäte bei uns passe.“ Zwei Kameraden nickten dazu.

„Wie meinen Sie das, Kamerad?“ fragte ich, ihn lachend ansehend.

„Ei, ech mein, dat Se hin komme, wo Se hin wolle. Genau eso wie mir et im Krieg mache“, antwortete er und griff salustierend an die Mähe.

Im Speisewagen fand ich noch ein letztes freies, sehr unbequemes Plätzchen an einem Eckisch, an dem bereits ein blutjunger „Feldgrauer“ saß. Sofort erhob er sich zu respektabler schlanker Höhe und bot mir ritterlich seinen etwas besseren Platz an. Ich dankte ihm, und nahm dann die Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihm beim Schopf. Er hatte ungemein sympathische, fast noch knabenhafte Züge, denen die Merkmale überstandener Leiden aufgeprägt waren. Auf der freien, kindlich offenen Stirn und über den dunkelblauen Augen lagen ein paar Schatten, die ergreifend in dem jungen Antlitz wirkten.

Der junge Mensch, ein Kriegsfreiwilliger, erzählte mir, daß er bei Ptern verwundet worden sei und an dem erhaltenen Kopfschuß einige Zeit im Lazarett zugebracht habe. Nun gehe er zum zweitenmale in den Krieg und direkt in die Schlachtfelder des Argonnenwaldes. Auf meine Bemerkung, ob es nicht besser sei, noch etwas gewartet und die Wunde noch besser ausgeheilt zu haben, schloß ihm eine glühende Rote ins Gesicht und die blauen Augen funkelten mich entrüstet an. Er drehte den Kopf und auf eine kaum geheilte Wunde hinter dem Ohr zeigend, sagte er:

„Da schauen Sie her, daß ich meinen Mann wieder stehen kann. Ich hätte schon längst gehen können, wenn's nach mir gegangen wäre, aber der Doktor gab mich unbegreiflicherweise nicht eher frei. Ich brenne förmlich darauf, den verfluchten Engländern Keimzuzahlen! Durchgebrannt wäre ich, wenn man mich noch länger im Lazarett hätte festhalten wollen. Nicht einen Tag wäre ich mehr drin geblieben.“

Ich war unter diesen Worten einer tiefen Ergriffenheit Herr geworden. Ueber der Wunde hatte ich nämlich auf dem dunkelblonden Kopf ein Büschel schneeweißer Haare entdeckt, die eine erschütternde Sprache zu mir redeten. Als ob der junge Krieger mir die Gedanken vom Gesicht abgelesen hätte, meinte er mit seltsam umflorter Stimme:

„Sie wundern sich wohl über die weißen Haare auf meinem Kopf?“

Ich wollte dem Gespräch eine heitere Wendung geben, was mir aber mit meiner ungeschickten Frage: „Haben Sie einen solchen Schrecken beim Anblick des Feindes davongetragen, daß Sie weiße Haare bekommen haben?“ vollständig daneben gelang. Meinem Gegenüber schoß abermals eine dunkle Rote ins Antlitz und die schlanke, sehnige Hand zuckte mit einer so schnellen, impulsiven Bewegung über den Tisch hin, als wollte sie mir eine Ohrfeige langen.

„Was sagen Sie? Sie werden doch hoffentlich nicht im Ernst glauben, einen so feigen Kerl vor sich zu haben? Ich Angst vor den Franzosen? J—h? Da verguden Sie sich aber ganz ge-

waltig an mir!“ Bornaig kam das von seinen trostigen Lippen. Dann fuhr er fort und seine Stimme bekam einen dunklen belegten Klang:

„Woher ich das Büschel weißer Haare bekommen habe? Aus Angst und Verzweiflungsnot! Aber nicht aus Angst vor den Feinden, sondern um unsere nahezu verlorene Stellung und weil vor der dreifachen Uebermacht unsere Leute wie die Fliegen fielen. Da fiel auch ich und sah unsere Rot und konnte nicht helfen. Die Kameraden hielten aber doch unsere Stellung voll Todesmut, bis ihnen bayerische Infanterie zu Hilfe kam. Der Sieg war unser! Aber — unter den Toten lag nicht weit von mir, von einer Granate zerrissen, mein bester Freund, den ich jetzt zu rächen gehe. So, jetzt können Sie sich denken, wovon ich weiße Haare bekam. Vor Angst um mein Leben? Niemals!“

„Beuel-Bonn!“ rief der Schaffner und der Zug hielt fast plötzlich. Der Kriegsfreiwillige, der mir unter seinen Worten zum Mann gereift schien, erhob sich hastig und setzte die Mähe auf das blonde Haupt.

„Derrgott, ich muß ja aussteigen, um hier meine Großmutter für ein paar Stunden zu besuchen, ehe es ins Feld geht“, sagte er und verabschiedete sich mit einer ritterlich-stolzen Verneigung. Ich sah ihm nach, wie er mit federnden Schritten über den Bahnsteig schritt, sah das Bündel weißer Haare über dem selbigen grauen Bassoock silbern schimmern, und mein Herz schwoll vor Stolz auf Deutschlands Jugend.

Wenn die Steine reden . . .

Ein Erlebnis aus Obersteiermark. Mitgeteilt von M. M. A.

Ade nun, ihr lieben Berge, du trauter Fichtenwald!

Lept.: Waldspaziergang.

In einem wahren Lichtmeer liegt die Landschaft. Jedes Gipfelchen, jedes Zweiglein zeichnet sich scharf vom leuchtend blauen Hintergrund. Wühende Strahlen scheßen vom Turmisensternchen der Kapele „St. Mariä am Steinwald“. Die Glimmeradern der senkrecht abhitzenden Felswand, darauf der „Steinwald“ ins unendliche Blau emporragt, glitzern wie Edelstein. Die Goldsterne der wilden Arnika, die treublauen Augen des Engians grüßen von den Hängen.

Eine stumme Sinfonie von leuchtenden Farben und verschwenderischem Licht.

Stumm: kein Vöglein singt mehr. Sogar der Gebirgsbach, der sonst hellplätschernd hier vorüberhüpft, schweigt. Als dünnes Wasser überhoben schleicht er still übers Geröll.

Dorch: Taktmäßige Schläge tönen in die lautlose Stille. Ist's ein Specht, der nach Nestern sucht?

„Grüß Gott, all beinahe!“

Der Fingiger Ruppel kommt hinter einem großen Felsblock hervor. Dahinter ist die Schottergrube der Gemeinde. Das Klopfen setzt aus.

Der Fingiger Ruppel ist ein Gemeindegärtner. Da er noch tüchtig ist, verdient er sich sein Essen durch Steinklopfen. Seinen Rammer hat er nicht mit Unrecht. Ruppig und kräftig sieht er aus. Schier zum Fürchten. Und doch lacht die Kleinstadt der Spaziergänger, das erst zwei Jahre alten Kennzeichen, den alten Mann mit dem zerklüfteten, schau-bigen Kopf und dem ungesägten Bart freundlich an.

„Da, ja, zu mir mögen alle klein' Kinder“, sagte er und schaute aus guten, lachenden Augen das kleine Mädchen an.

Dann setzt er sich auf ein Felsstück, zieht ein Stück Brot aus der Tasche und einen derben Feitel, und beginnt seine „Reinerejansen“. Ab und zu wischt er sich mit dem Krumm über die feuchte Stirn.

„Schwipert wird mir, bei dem Stanaklopfen“, meint er. „Und dō Sig! Wie im Juli.“

„Wieviel bekommen Sie Tagelohn?“ frage ich.

„Achtzig Kreuzer“, sagt er vergnügt und schiebt ein großes Stück Brot in den Mund.

„Aber wissen' S', gnä' Frau“, setzt er vertraulich hinzu, „von dem heutigen Geld, da g'hört nix mir. Das gib' i alles in Roter Kreuz.“

Ich kann nicht antworten. Stumm, ehrfürchtig schaue ich die arme Gestalt in den dürftigen Kleidern an. . . Schaue die lederbraunen, dünnen Arbeits Hände, das magere, faltige Gesicht, das nicht von „trohen Felsen“ — nur von „sauren Wochen“ erzählt. . .

Der Ruppel deutet mein Schweigen anders. Ganz verlegen schaut er mich an.

„Na, ja, Gott, unseraner kann halt net mehr tuan“, sagt er entschuldigend. „Biell is' s' freili net, achtzig Kreuzer.“

„Aber, Ruppel“, sage ich, beinahe heftig. „Biel is' s', viel! Der Herrgott soll Ihna's vergelten! Die Soldaten — wenn die wählten, daß der Ruppel für sie einen ganzen brennheißen Tag lang arbeitet!“

Da lacht er schon wieder, daß zwischen den eisgrauen Bartklopfeln die Zähne sichtbar werden.

„Hab' ich a an Buam dabei“, sagt er und deutet nach Süden. „A starker Kerl, der Hansl. Der Serb hat nix g'lachen, den der Buam zwischen die Fingerspitzen kriegt!“

Dann steht er auf, tut einen langen Trunk beim Brändl gegen, aber und nimmt wieder den Schlegel zur Hand.

„Bhlat Gott!“

Tat, tat — tat, ertönt wieder das Klopfen und Niederfallen der Schottersteine. Immer leiser, je weiter wir uns schluchteinwärts wenden, aber in der tiefen Stille der Waldeinsamkeit immer deutlich hörbar.

Groß ist die Zeit, die jetzt an der bange Menschheit mit ehemem Schritt vorbeischießt. Es ist die Zeit der Ernte. Was finsterner Dämon blutwürgend gesät, geht blutig auf. Aber auch die Früchte reifen am Baum der Liebe: die armen Kreuzer des Steinklopfers sind der löstlichsten eine.

Tiefe Waldesstille. Kein Vogelruf, kein Menschenlaut.

Nur die Steine reden, die unter dem Hammer des Steinklopfers fallen; sie singen und sagen das Lied der opferfertigen Liebe.